Der Sohn der Hagar.

Roman von Paul Keller.

(3. Fortsetzung.)

Steiner gewann seine Haltung wieder und nahm eine überlegene Miene an.

„Das is nämlich ein Italiener, Herr Doktor! Der spricht italienisch. Und er heißt Signor Maestro Fernando Potello da Milano."

Dr. Friedlieb geriet in einen Zustand der Verblüfftheit. Aber er schüttelte ihn bald ab.

„Italiener? — Echter Italiener? — Nee, ich gloobe, das is Schwindel. Wir haben drinnen in der Stadt 'n Kaufmann, der will 'n Engländer sein. „How do you do?" kann er sagen und „What is the matter?" Der Kerl is nämlich 'n paar Jahre in London und in Hamburg Kommis gewesen. Dort hat a sich so'n paar Phrasen angelernt, und nu tut a, als ob er keen Wort Deutsch mehr verstünd! Dabei stammt das Schaf aus Ratibor. Aus unserem schlesischen Ratibor, wo der Schmuggstabak herkommt. Nee, nee, echte Ausländer sind selten. Wenn's hochkommt, ist der Schwarze da aus Breslau."

„Nee, aus Zittau in Sachsen is a," verschnappte sich Schulze, der Bäcker, was ihm einen strafenden Blick Steiners, seines Chefs, eintrug, weshalb er gleich verbessernd hinzusetzte: „Aber a hat sehr lange in Italien gearbeit', a is nämlich Bildhauer."

Dr. Friedlieb grunzte vor Vergnügen.

„A sächsischer Italiener! Hab' mir doch gleich sowas gedacht. Da sitzt nun der Held von Königgrätz! Blamiert! Aber Ihnen, Sie verschwindelter Italiano, Ihn' werd' ich auch 'ne Stelle besorgen. Drin in der Stadt, 'ne halbe Stunde von hier, is 'n Bildhauer, der sehr hübsche preiswerte Denkmäler macht. Ich hab' öfter amal in meiner ärztlichen Praxis Gelegenheit, ihn zu empfehlen. Da kann a mir jetzt auch amal 'n Gefallen tun und Sie anstellen."

„Ne ganz richt'ger Bildhauer bin ich nämlich eegentlich gar nich," sagte der Italiener verlegen.

„Was? Erst is a keen richt'ger Italiener und jetzt is a ooch nich amal a richt'ger Bildhauer? Das is frech! Was is a denn eigentlich?"

„Goofmann, Herr Amtsvorsteher! Goofmann! Ich hab nämlich immer so mit Kipsfigürchen gehandelt. Und in Idalchen bin ich Se werklich gewäst."

Dr. Friedlieb schlug die Hände zusammen.

„Goofmann is der Kerl! Goofmann in Kipsfigürchen! Und wie heißen Sie? Das mit dem Signor Potello, das is doch erst recht Schwindel."

„Nu uff deitsch heeß ich Se eegentlich Bohl. Bohl mit'n harten B! Ja, so heeß ich Se aber werklich!"

„Also Pohl! Und is Kaufmann! Das heißt, eigentlich bloß so'n Rumträger! So'n Gips-Nauke! Ja, aber egal, ich werd' Sie unterbringen. Der englische Kaufmann muß Sie nehmen. Der wird der einzige sein, der so verrückt ist, das zu tun. Denn er macht Sensation, und eine Sensation sind Sie, Pohl!"

„O grazie mille! Grazie, signore! Sono un Italiano perfetto e sero un buono mercante!"

„Quatschen Sie nich, Pohl! Die Sache mit Ihnen ist abgemacht! Nu aber Sie, Steiner! Sie sind 'n Angstkind! Was mach' ich mit Ihnen? Krieg anzetteln und Sie nach Königgrätz schicken, kann ich nich', 'n herrschaftlichen Kutscher brauch' ich nich, und nich amal als Schwindelmeier sind Sie zu gebrauchen. Vorläufig werd' ich Sie mal in meiner eigenen Wirtschaft als Faktotum anstellen."

„Herr Amtsvorsteher, ich muß sehr bitten, ich bin kein Faktotum," sagte Steiner beleidigt.

„Nee, aber 'n dummes Luder sind Sie! Mensch, sei'n Sie doch froh, wenn ich Sie nehme. Sie glauben wohl, das is so leicht? Nee, mein Lieber, da is noch meine Schwester und Mitbesitzerin Jettel, bei der ich Sie erst sozusagen durchsetzen muß, denn die wird nischt davon wissen woll'n. Wird Ihn' höchstens 'n Paar Strümpfe stricken und 'n Kapitel aus der „Christlichen Jungfrau" vorlesen. Na, davon würden Sie nich viel haben. Aber ich setze Sie durch! Sie bleiben bis auf weiteres bei mir. Basta!"

Während der Verhandlungen des Dr. Friedlieb mit den Musikanten hatte Christel Hartmann den Tisch abgeräumt und sich dann zu ihrem Vater und dem alten Gottlieb Peuker gesetzt, die sich ein Lauscherplätzchen auf der Bank gesucht hatten, die rund um den großen Kachelofen lief.

Christel Hartmann war ein schlankes Mädchen mit etwas blassem Gesicht. Zwei große, tiefleuchtende Augen machten sie schön. Nun lag ein Lächeln um ihren schmalen Mund, als sie Dr. Friedlieb sich so um das Wohl der Musikanten bemühen sah. Ihr Vater stieß sie oft in die Seite. Er amüsierte sich über den Doktor. Und selbst Gottlieb vergaß auf das Stündchen Schlaf, das er sich sonst gönnte, ehe er auf die Wache zog, und schmunzelte und schmunzelte immerzu.

Dr. Friedlieb rieb sich die Hände.

„Also drei hätten wir untergebracht! Oho, Herr Landrat, man kann's auch so machen! Rumschnauzen, Einsperren und dann mal offiziell volksfreundlich sein, das macht das Kraut nicht fett. Aber — aber der Vierte! Also hör'n Sie mal, junger Mann, jetzt kommen Sie dran. Was sind Sie denn?"

Der junge Waldhornist lächelte melancholisch.

„Ich, Herr Amtsvorsteher? Ich bin ein Pechvogel."

„Pechvogel? So! — Ja, das is nich gerade viel, was Sie da sind. Da muß ich mal weiter fragen. Was waren Sie denn früher, eh' Sie 'n Pechvogel wurden?"

„Ich bin schon als Pechvogel auf die Welt gekommen."

„Haben Sie gehört? Als Pechvogel auf die Welt gekommen! Verrückte Kerls diese Musikanten! Und gerade der Jüngste und der, der am anständigsten aussieht! Das is ja int'ressant! Also erzählen Sie mal, wieso und warum Sie als Pechvogel auf die Welt gekommen."

„Herr Amtsvorsteher, das werd' ich wohl doch nicht so vor allen Leuten sagen. Das is gar keine lustige Sache."

„Lustige Sache! Was heißt lustige Sache! Glauben Sie, ich bin überhaupt für lustige Sachen? Sie glauben wohl, ich mach Ihnen hier'n Theater vor? Nee, ich nehm' die Sachen sehr ernst. Ueberhaupt Ihre! Also seh'n Sie mal, lieber Freund, warum woll'n Sie denn hinter'm Berge halten? Wir sind ja unter uns; vor den drei lumpigen Personen auf der Ofenbanke und vor mir brauchen Sie sich doch nicht genieren. Und sonst sind doch bloß Ihre Freunde da!"

„Herr Amtsvorsteher, es is da wirklich mit meinen Erlebnissen nich viel Staat zu machen. Eh' ich hier zur Kapelle kam, hatte ich vom Militär aus vier Jahre Festung."

Dr. Friedlieb drehte sich mit einem Ruck um seine Achse.

„Vier — vier — Jahre sagen Sie? Na, erlauben Sie mal, da müssen Sie ja was Schönes ausgefressen haben."

„Ja, ich hab ein' Unteroffizier mit 'm Seitengewehr gestochen."

„Mensch! Tot — totgestochen?"

„Nee — tot nich! A war bald wieder munter."

„Aber Sie sind wohl — Sie sind wohl des Deiwels? Warum machten Sie denn solche Zicken?"

Das Gesicht des Waldhornisten wurde finster.

„A hatte öffentlich — was — was Unverschämtes über meine Mutter gesagt."

„Ueber die Mutter — ach! So ein — so ein Lump! Na ja, aber Stechen — Stechen is auf alle Fälle gegen's Gesetz. Haben Sie denn die ganzen vier Jahre absitzen müssen, Sie armer Kerl?"

„Nein, das letzte hat mir der Kaiser geschenkt."

„So! — Aber doch drei Jahre! Drei lange Jahre! Und dann direktement zu den Bettelmusikanten? Was waren Sie denn, ehe Sie zum Militär gingen?"

„Landwirt. Aber meine Leute wollten nichts mehr von mir wissen, als ich von der Festung kam."

„Da hatten also Ihre Eltern 'ne Bauernwirtschaft?"

Ein schwerer Schatten legte sich über das Gesicht des jungen Mannes. Er kämpfte offensichtlich, ob er weitere Auskunft geben sollte. Dann raffte er sich auf.

„Ich hab' gar keine Eltern. Ich war bloß a angenommenes Kind. A Findling! Aus Gnade und Barmherzigkeit angenommen und bei der ersten Gelegenheit wieder rausgeworfen."

„Kannten Sie denn Ihre richtigen Eltern nicht?"

„Nein! Von meinem Vater weiß ich nichts. Meine Mutter is gestorben — als ich — als ich auf die Welt kam. Bei einem — einem Weizenfelde haben Bauersleute — die Mutter tot gefunden — und mich — den Neugeborenen — auch gerade — gerade am Absterben."

Totenstill war's in der Wirtsstube. Nur der Nachtwind klopfte leise ans Fenster, und die Lampe flackerte einmal auf. Träg ging die Uhr.

Dr. Friedlieb schluckte ein paarmal und wurde feuerrot.

„Ja — seh'n Sie, — wenn ich so was — so was geahnt hätte, da hätte ich Sie nich gefragt. Wahrhaftig nich! Seien Sie nich böse auf mich!"

Vom Ofen her klang schweres Atmen.

Der Waldhornist hob den Kopf.

„Ach, Herr Amtsvorsteher, ich seh' schon, daß Sie ein guter Herr sind, sonst hätt' ich's ja nich erzählt. Und dann — ich hab mir von meiner Kindheit an soviel anhören müssen, da wird einem das bissel Ehrgefühl abgehärtet. Bloß damals, als es der Unteroff'zier so roh ins Bierlokal reinbrüllte, da hab' ich mich vergessen."

Dr. Friedlieb reichte dem Waldhornisten die Hand.

„Sie! — Ich bin 'n königlich preußischer Beamter, aber den — den hätt' ich auch — na ja, ich will Sie nich aufhetzen. Aber daß Sie mir's erzählt haben, daß Sie Vertrauen zu mir hatten, das soll Sie nich reuen. Donnerwetter, müßte unsereiner 'n Mistfink sein, wenn man sich da nich drum kümmerte. Wenn man so 'ne Sache nich wieder einzurenken versuchte. Der Deiwel hol alle woll'nen Strümpfe!"

Ganz mild und freundlich wandte er sich wieder an den jungen Musikanten.

„Also Landwirt? Verstehen Sie die Bauernwirtschaft ordentlich?"

„O ja! Ich bin ja dabei aufgewachsen!"

„So! Na seh'n Sie, das is 'n Lichtblick! Landwirt is das beste, was Sie sein können! Is was ganz anderes wie Kutscher oder Gipszigeuner, is noch mehr wie Bäcker. Ich freu mich, lieber Freund, ich freu mich, daß Sie Landwirt sind. Ja, Hartmann, da kommt mir 'n guter Gedanke. Ihr Berthold wird och jetzt zu 'n Achtunddreißigern eingezogen. Seh'n Sie mal an, da hätten Sie an dem jungen Manne gleich 'n feinen Ersatzmann für Ihre Wirtschaft."

Hartmanns Gesicht verfinsterte sich.

„Wie? — Wieso? — Ersatzmann? — Ich? — Nee, nee, das geht nich! Na seh'n Sie mal, Herr Doktor, nehmen Sie mir das nich übel, aber erstens, der — der dort, der is doch ganz raus aus der Arbeit — und dann vier Jahre—und dann hauptsächlich, im Winter brauch' ich niemanden —"

„Der Herr Doktor hat ganz recht!" sagte nun Christel Hartmann eifrig, „wenn der Berthold fort ist, brauchen wir jemanden; der Gottlieb is schon alt —"

„Nu, das möcht ich meenen, daß ich alt bin und daß wir jemanden brauchen," sagte Gottlieb Peuker. „Alleine mach ich's nich mehr." Er atmete schwer.

„Aber 's geht nich," wehrte sich Hartmann. „Und dann, was würde auch meine Frau —"

„Herr Doktor, bemüh'n Sie sich mir nich meinetwegen," sagte der Waldhornist dazwischen. „Der Herr Gastwirt braucht mich nicht, und wenn man nich gern genommen wird, ist 's besser —"

„Aber verehrtester Herr Doktor, Sie werden einsehen —"

„Ich nies' auf Ihre Verehrung, Hartmann! Da hätt' ich Sie höher eintaxiert. „Meine Frau" — natürlich, wer sich vor der Frau fürchtet. — Aber Sie junger Freund, lassen Sie nich 'n Kopf hängen! Ich bring Sie schon unter. Sie bring' ich ganz bestimmt unter. Sie zuerst! 's gibt 'ne ganze Menge anständige und gefällige Leute hier in der Gemeinde. Jawohl, Hartmann, immer husten Sie! Meinetwegen könn' Sie 'n Keuchhusten kriegen. 's wird auch ohne Sie gehen. Morgen sprechen wir über Ihre Sache, junger Mann! Wie heißen Sie denn?"

„Winter, das heißt eigentlich heiß ich Hellmich — Robert Hellmich."

„Hell — — Hellmich?"

Hartmann, der Gastwirt, war rasch herangetreten und starrte dem Musikanten ins Gesicht. Dabei verfärbte er sich und fing an zu zittern und wich schrittweise zurück. Er bot das Bild jähen Schreckens.

„Hellmich," wiederholte er stammelnd.

Es sahen ihn alle verwundert an. Da trat Gottlieb, der alte Knecht, zu ihm. Der versuchte zu lachen.

„Was sull er nich Hellmich heißen? Es gibt tausend Hellmiche. Aber ich hab Dir was vergessen zu sagen, Hartmann, das fällt mir jetzt eben ein. Unser Schimmel scheint nämlich wieder die Kolik zu kriegen. Wir möchten bald amal nach dem Pferde sehen. Ja, es is nötig!"

Hartmann faßte sich gewaltsam.

„Der Schimmel — ah! Ja, natürlich, warum sollten Sie nich Hellmich heißen! Ich bin ja ganz konfuse, weil mir der Herr Doktor — der Herr Doktor das so übel nimmt. Na, Gottlieb, geh'n wir zum Schimmel! Geh'n wir! Natürlich — natürlich, es gibt viel Hellmiche."

Und er ging mit dem Knecht hinaus.

„Was hatte das zu bedeuten?" sagte Dr. Friedlieb verwundert. Sie zuckten alle die Achseln. Nur Christels sonst so bleiches Gesicht war blutrot.

(Fortsetzung folgt.)

— Keine Nachfrage. Junger Autor: „Dieses Drama, welches ich geschrieben, ist dem Französischen entnommen." Theater-Direktor: „Ich glaube, die Franzosen werden es nicht vermissen."

Fred Zinstorff.

Skizze von Roda Roda.

Als Ferdinand Zinstorff, genannt der schöne Fred, seine Nachbarin Mara Medowitsch heiratete, nannten es die Bekannten eine passende Partie. Natürlich. Er war schön, flatterhaft und arm — und sie reich, sehr reich, sparsam, ernst und häßlich. Er war ein Edelmann und sie die Tochter eines Getreidehändlers.

Als die Ehe unglücklich wurde, weil er — der schöne Fred — leichtsinnig und flatterhaft geblieben — da sprachen die Bekannten: „Wir haben es gleich geahnt."

Dieser Ehe entsproß ein Kind: Leo Zinstorff, ein stiller, höflicher, fleißiger Junge, und stand seinem Vater nicht sonderlich zu Gesicht. Doch schließlich hatte Fred ihn und seine Mutter nicht viel vor Augen. Es ließen sich bei einigem Nachdenken immer Gründe ersinnen, seine Anwesenheit in Pest, Wien und anderen angenehmen Aufenthaltsorten notwendig erscheinen zu lassen, und wenn nichts Triftigeres, so war es seine geschwächte Gesundheit, die Sorge, sich für Frau und Sohn zu erhalten, die ihn in aller Herren Länder führte.

Frau Zinstorff starb. Leo zählte damals sechzehn. Fred sah sich plötzlich in der ungewohnten Lage, sich um seinen Sohn bekümmern zu müssen. Er vermehrte die Bewohner seines Schlosses um einen Erzieher und reiste ab.

Zwei Jahre später, Fred weilte für etliche Stunden in Grodin, da entspann sich ein Gespräch zwischen Vater und Sohn. Sie saßen beim Essen. Fred war vorzüglicher Laune. Hatte er doch nach heftigem Kampfe dem Verwalter vierzigtausend Gulden erpreßt.

„Diese Kerle!" pflegte er zu sagen. „Sie sind wie allzu treue Wachhunde, die das Eigentum auch vor dem Besitzer schützen wollen."

„Wann steigst du denn ins Examen, Leo?" fragte der Vater.

„Ich habe es schon abgelegt, Papa, und dir davon auch geschrieben."

„Ah . . . ja . . . ganz richtig. und welchen Beruf willst du wählen?" sprach Fred recht würdevoll.

Der junge Zinstorff errötete und schwieg.

„Nun, Leo? Du hast, glaube ich, viel Begabung für Sprachen — es wäre vielleicht am nettesten für dich, die Rechte zu studieren und in den diplomatischen Dienst zu treten."

Leo erwiderte leise: „Ich möchte nicht gern die Rechte studieren, Papa."

„Willst du Geistlicher werden? Auch das wäre am Ende so übel nicht," schlug Fred vor und streifte seinen Erben mit mitleidigem Blick.

„Auch dafür habe ich keine Neigung, Papa."

Herr Zinstorff der Aeltere zog die Stirne kraus. „Sondern?"

Leo erhob sich und trat an seinen Vater heran. Einen Augenblick brachte er vor Aufregung überhaupt kein Wort hervor. Dann mit einem plötzlichen Entschluß: „Papa, ich habe eine große Bitte und hoffe, daß du sie mir erfüllen wirst."

„Du . . . möchtest mit mir kommen?" fragte Fred bang.

„Ach nein, Papa. Im Gegenteil."

„Was willst du also, Leo? Sag's! Wenn es nicht gar zu unvernünftig ist, will ich dir nicht wehren," forschte Fred mit jener Weichherzigkeit, die die Schönen für die Stiefkinder der Natur stets in Bereitschaft haben.

„Ich möchte mich dem einzigen Beruf widmen, für den ich Neigung fühle."

„Der ist?"

„Ich wünsche so sehr, die Landwirtschaft zu studieren," stotterte der junge Zinstorff.

„Was willst du da viel studieren? Ich habe mein Lebtag nichts studiert, und bin ich nicht Landwirt?"

Der junge Zinstorff hob den Kopf, als wollte er etwas sagen. Etwas Besonderes, Entschlossenes — irgend eine große, rücksichtslose Wahrheit.

„Ich meine es anders, Papa. Ich möchte Landwirt werden — nicht Grundbesitzer," antwortete er dann einfach und setzte mutig fort: „Ich bitte dich, lieber Papa, mir zu erlauben, daß ich auf die Hochschule für Bodenkultur gehe."

Eine abwehrende Handbewegung Zinstorffs des Aelteren schnitt ihm das Wort ab.

„Dann kämest du zurück, vollgepfropft mit lauter funkelnagelneuen Weisheiten und experimentierst mir alles in Grund und Boden."

„Du irrst, Papa. Dann bin ich großjährig und erhalte den Perlhof, den mir Mama letztwillig vermacht hat. Den Hof werde ich vorsichtig bewirtschaften."

„Ah," rief Fred und lachte. „Du willst den Bauer spielen? Gut — meinethalben, wenn du im Punkt der Apanage in Wien nicht zu unbescheiden bist. Die Leute sagen ja jetzt, jeder müsse einen festen Beruf haben. Es ist schick und modern."

„Ich danke dir, Papa."

„Bitte." — —

— — — Fünfzehn Jahre waren vergangen. Zinstorff dem Aelteren unter Liaisons, Kartenspiel und Reisen; alles war ihm unter den wohlgepflegten Aristokratenhänden zerflossen; alles — die Wälder, die Güter und das Geld.

Fred Zinstorff weilte eben in Wien.

Das Morgenlicht stahl sich durch den schmalen Spalt der Fensterläden in einen Salon, worin vier Herren bei einer Spielpartie saßen. Das Morgenlicht und brennende Kerzen leuchteten gemeinsam durch blauen Zigarettenrauch in die wüste Unordnung. Der Hausherr bemerkte den glänzenden Sonnenstreifen, der sich langsam über den Teppich schob. Nachdenklich sah er hin. Dann legte er die Hand auf das Kartenpäckchen, das sein Gegenüber neu verteilen wollte, und erhob sich.

„Nein, nein — es ist genug, Fred! Sieh, wie da die Sonne ihre Fühlhörnchen nach uns ausstreckt, ob wir . . . denn noch nicht schlafen gehen."

„Noch einmal herum, Kolta!" bat Zinstorff fast flehend.

„Lassen wir's! Du hast ohnehin Pech gehabt. Wir geben dir morgen Revanche."

Es war über sie alle die Ermüdung gekommen — ein unbehagliches Frösteln. „Wenn du erlaubst, Zinstorff, löse ich deine Bons ein," sagte der Hausherr.

Fred runzelte die Stirn. Schon um Mitternacht war ihm das Bargeld ausgegangen, und er mußte mit seinen Besuchskarten weitersetzen, die er hastig mit Ziffern beschrieben hatte.

„Ich bitte dich, lieber Kolta, tu's. Ich ordne die Rechnung morgen mit dir."

„Gut."

Als Zinstorff die Summe der wertlosen Papierchen zusammenzählte, fiel ihn ein kleiner Schwindel an.

Man drückte sich die Hände und ging auseinander. Und Zinstorff wanderte nach Hause mit dem Gefühl, daß sich eine zermalmende Last auf ihn wälze.

Eilfertige Menschen hasteten an ihm vorüber: Verkäuferinnen, Arbeiter, Beamte, Köchinnen, Lehrlinge.

Zinstorff lag zu Hause stundenlang auf dem Kanapee und sann und sann — und fand keinen Ausweg — keinen. — Und er mußte Geld haben. Es borgte ihm aber schon lange niemand mehr.

Da fiel ihm jemand ein — der vielleicht . . . sein häßlicher Sohn Leo.

Er durchsuchte alle Kleidertaschen und Schubladen, um die Reisespesen zusammenzukratzen. Es ward ihm fast gemütlich ums Herz. — Gott, unerschwinglich war die Summe seinem Jungen gewiß nicht. Und es war das erstemal im Leben.

Von der nächsten Station depeschierte er seinem Gastfreund von gestern:

„Durch plötzliche Erkrankung meines Sohnes zur Abreise gezwungen, bitte ich dich, mich erst Dienstag vormittag elf Uhr zu erwarten."

Als auch das getan war, streckte er sich im Wagen der Kleinbahn aus und schlief den Schlaf der Beruhigten und Gerechten bis zum Morgen.

Beim Aussteigen drückte er den Hut tief in die Stirn, damit ihn der Stationsvorsteher nicht erkenne. Ueberflüssige Vorsicht. Der Alte war längst pensioniert und durch einen Jungen, Fremden ersetzt worden.

Zinstorff schritt hinaus auf die Landstraße. Er kannte den Weg. Wenn man wacker zuging, konnte man in einer halben Stunde in Perlhof sein. — Ihn fror. Der Stadtüberzieher war nichts für die freie, scharfe Luft. — Einmal wandte er den Kopf ab; als er an der Wegkreuzung vorüberging, die zu „seinen" Gütern führte.

Auf Perlhof sprangen zehn Hunde bellend auf ihn los, daß er erschrocken zurückwich. Von der Schmiede her lief ein Mann heran, um die Köter abzuwehren. Der Mann blieb sekundenlang starr vor ihm stehen. „Papa, Papa!" schrie er dann auf und umarmte den Ankömmling mit so stürmischer Freude, wie sie nur die höchste Ueberraschung hat.

Der Alte klopfte ihm väterlich den Rücken und murmelte etwas von „einmal wiedersehen wollen."

Arm in Arm gingen sie in das schmucke Haus, das Leo gebaut und Fred noch nicht gesehen hatte. Leo rief seine Frau herbei, die Fred auf seines Sohnes Hochzeit nur flüchtig kennen gelernt und für höchst unbedeutend erklärt hatte. — Nun war sie fünf Jahre älter geworden und Mutter von zwei strammen Kindern.

Den ganzen Tag fand Fred kein Viertelstündchen, sein Anliegen vorzubringen. Leo mußte ja alles zeigen, was sein Stolz war: die Fohlen im Fohlenhof, die Ochsen im Maststall, eine von ihm ersonnene Egge, seine Maschinen, die Arbeitspferde, die Schafhürde (ein ganz neuer Versuch das!). Leo zeigte es ihm mit dem Eifer der Begeisterung, der nicht danach fragt, ob es den anderen interessiere.

Nachmittags, als die beiden Herren von ihrem Rundgang heimgekommen waren, erblickte Fred seine Schwiegertochter. Mit dem strampelnden Jüngsten auf dem Arm, dem Aelteren vor sich, stand sie im Sonnenlicht da. Sie streute Futter den Tauben, die zutraulich um sie flatterten. Die Gänse, Enten und Hühner eilten mit Schnattern und Gucksen daher. Fred, den Zynischen, rührte das hübsche lebende Bild.

Am Abend endlich saßen Vater und Sohn allein beieinander. Leo redete unaufhörlich; erzählte von seinen Plänen, von den Schwierigkeiten der ersten Jahre; wie er damals Herr und Knecht in einer Person gewesen, und daß er jetzt einen Aufseher habe.

„Was treibst du denn das Jahr über, Leo? Langweilst du dich nicht?"

„Ach, woher, Papa. Ich arbeite, arbeite, arbeite. Du mußt doch sehen . . ."

„Ja — ja," erwiderte Fred zerstreut. „Perlhof ist großartig geworden. Hätte es nie gedacht."

„Aber Plage und Rackerei hat es genug gekostet."

Da schwieg Leo plötzlich. Seinem Vater stieg langsam eine Röte in das Antlitz.

„Verzeih, Papa," bat Leo und suchte nach seiner Hand.

Fred umspannte die tastende Hand und schauderte.

„Was er für eine schwielige Faust hat," dachte der Vater . . . „Nein, von dem Bauer lasse ich mich nicht retten."

Und schämte sich des Gedankens im nächsten Augenblick.

„Leo, ich habe dir nichts gegeben und nichts genommen. — Gehen wir schlafen, ich bin müde."

Am anderen Morgen fuhr er zurück nach Wien.

Dienstag elf Uhr vormittags überbrachte Freds Diener Herrn v. Kolta einen Briefumschlag. Er enthielt eine Visitenkarte:

Fred Zinstorff †

Neben dem lithographierten Namen stand mit Bleistift ein Kreuz gezeichnet.

Kolta jagte in einem Wagen in Freds Wohnung. Zinstorff lag auf seinem Bett. Das Blut rieselte noch aus der frischen Schußwunde.

Die deutsche Wirkwarenindustrie.

In der deutschen Wirkwarenindustrie sind die Betriebe heute schon wieder bis zu fünfzig Prozent in Gang. Der große Kohlenmangel verhindert im Augenblick eine weitere Steigerung der Produktion. Auch die Garnbelieferung durch die Spinnereien läßt zu wünschen übrig. Technische Schwierigkeiten, die schwierige Beschaffung der Zutaten für den Produktionsprozeß und anderes mehr machen es den Spinnern zum Teil unmöglich, den an sie von den Webereien gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Der Einkauf von Garnen im Auslande, vornehmlich in England, ist bereits von den verschiedensten Einzelfirmen in die Wege geleitet. Damit ist, bei dem gegenwärtigen niedrigen Valutastande natürlich ein großes Risiko verbunden. Aber der Unternehmungsgeist der Chemnitzer Fabrikanten scheut davor nicht zurück. Man will unter allen Umständen wieder die Maschinen laufen lassen und arbeiten. Die Arbeitslust unter den Arbeitern hat sich gehoben. Die Arbeiter zerfallen in dem Chemnitzer Bezirk in 35% männliche und in 65% weibliche. Neben 95 Prozent Erwachsenen sind 5 Prozent Jugendliche tätig. Der Verdienst der Arbeiter ist gegenüber dem der Friedenszeit um das Drei- bis Vierfache gestiegen.

Im Auslande macht sich bereits eine starke Nachfrage nach den deutschen Wirkwaren bemerkbar. Vor allem regt es sich in Italien, während Amerika, wo inzwischen eine nicht unbedeutende Konkurrenz entstanden ist, sich zurückhält. Ferner treten Holland, Dänemark und Schweden als Käufer auf. Ganz bedeutend ist zurzeit der Export von Florstrümpfen. Dagegen wartet die Limbacher Handschuhindustrie erst noch auf die großen Auslandsbestellungen. Begünstigt wird die Ausfuhr natürlich durch den niedrigen Stand der deutschen Mark im Auslande. Ob die relativ hohen Exportziffern bei einem Steigen der Valuta sich werden aufrecht erhalten lassen, glaubt man nicht ohne weiteres bejahen zu dürfen. Immerhin hat man doch heute schon die Erfahrung gemacht, daß sich die deutschen Wirkwaren, denen man eine besondere Qualität zu geben versucht, trotz der inzwischen entstandenen Konkurrenz, nicht vom Weltmarkt verdrängen lassen werden. Das neu konkurrierende Ausland hat es eben doch nicht verstanden, den deutschen Produkten an Haltbarkeit, Ausführung und Aufmachung gleichzukommen.

Versandung australischer Landschaften. „Times" meldet aus Sydney, daß die Trockenheit in Australien einen beunruhigenden Umfang angenommen hat. Große Landstrecken haben sich in wandernde Sand-Dünen verwandelt. Städte und Dörfer wurden geräumt.

— Drastischer Beweis. Dienstmädchen (eines Schriftstellers): „Das merkt man halt, daß der gnä' Herr unglücklich verheiratet ist! Die Frauenzimmer in seinen Romanen werden alle umgebracht!"

„Dat Klockenspill."

Unter diesem Titel erzählt die Zeitschrift „Plattdütsch Land un Waterkant" folgende Geschichte: „Vor en por Johr kummt mol so'n lütten Kaffeesachs no Hamborg. Op'n Hoppenmarkt heurt he dat Klockenspill „Ein' feste Burg" pingeln.

„Ne, heer'n Se mal," seggt he to en Spiekerarbeitsmann, „dat heert sich ja ganz wunderbar an!"

„Dat is hüt noch gor nix," seggt de Mann, „dor möten Se mol komen, wenn'n Senoter doodbleben is: denn spelt all' de Klocken von all' de Hamborger Toorns veerteihn Doog' lang in eenen Törn: Nun danket alle Gott."

— Ungerechte Beschuldigung. Erster Student: „Es ist doch ein Vergnügen, wie schnell der Telegraph arbeitet."

Zweiter Student: „Was schnell? Hör' mir auf. Ich habe an meinen Onkel schon vor sechs Wochen um hundert Mark telegraphiert und bis heute noch keinen Pfennig erhalten!"

— Wofür man ins Theater geht. Gattin: „Unglaublich! Sitzt der Mann den ganzen Abend im Theater hinter meinen beiden Freundinnen und weiß nicht, was sie sich erzählt haben . . . Da hast du wohl nur immer aufgepaßt, was auf der Bühne vor sich geht!?"

— Mißverständnis. Mieter: „Wissen Sie, Fräulein Brigitte, daß Sie mir meine Nachtruhe rauben? Um Ihretwillen kann ich nicht mehr schlafen." — „Das kommt mir so plötzlich, Herr Müller! Sprechen Sie, bitte, mit Mama," erwiderte die junge Dame errötend. — „Mit Mama sprechen! Und ich glaubte, daß Sie es wären, mein Fräulein, die jeden Abend bis zwölf Uhr nachts das Klavier bearbeitet."

— Ein lieber Gatte. Gattin: „Denke dir, Karl, was mir heute passiert ist. Ich mußte heute vormittag ausgehen, und währenddessen schlich sich die Katze in die Speisekammer und fraß alles auf. Nur einen Pie, den ich selbst gebacken habe, hat sie übrig gelassen."

Gatte: „Was das Tier doch für einen wunderbaren Instinkt hat."

— Schwere Sprache. „Mutter," sagte die kleine Gertrud verzweifelt, „ich will nicht mehr lernen!"

„Was ist denn los?" fragte die Mutter.

„Es hat gar keinen Zweck — das Buchstabieren werde ich nie lernen. Der Lehrer nimmt immer andere Wörter."

— Passend. Abgewiesener Freier. „O, ich kenne eine Dame, die mich sicher nicht abweisen wird. Ihre Freundin Johanna ist ein sehr kluges, vernünftiges Mädchen und besitzt Verstand für zwei."

„Dame: „Sehen Sie, das wäre etwas für Sie!"

— Durchschaut. Student (zum Freund): „Dein Onkel hat also wirklich auf deinen Brief hin fünfzig Franken für Bücher geschickt! Da glaubt er also anscheinend an den Schwindel?" — „Na, darüber bin ich mir noch nicht ganz im klaren, denn er schreibt auf die Postanweisung nur: „Profit!"

— Ein schrecklicher Junge. Besucher: „Also Papas Uhr hast du schon einmal zum Reinigen fortgebracht; dahin könntest du auch die meinige einmal bringen!"

Der kleine Willy: „Gewiß, es ist ganz in der Nähe. (Nach einer Viertelstunde kommt Willy triumphierend zurück): „Onkel, drei Dollar habe ich darauf gekriegt!"

— Wenn er zu sagen hätte. Der siebenfache Raubmörder Bösemann aus Berlin soll endlich vom rächenden Schwert der Nemesis im wörtlichen Sinn ereilt werden. Mit grimmigen Mienen schaut er den Vorbereitungen des Scharfrichters zu.

„Ob ick was zu sagen habe?" brüllt Bösemann, „wenn ick hier etwas zu sagen hätte, dann ließe ick Sie hinrichten."

— Aus der guten alten Zeit. Bürgerwehr-Kommandant: „Auf's Bier nicht vergessen, Herr Adjutant, daß nicht wieder alles zur Frühstücksstund' heimläuft!"

— Ein Versehen. Entsetzt stürzte die Mutter mit Hut und Mantel ins Kinderzimmer; das kleine Fritzchen sitzt auf seinem Bett und heult, während sein älterer Bruder Franz im Nachthemd einen Indianertanz aufführt. „Um Gotteswillen, Kinder, was ist denn los?" — „Au sein", ruft Franz, der Aeltere, aus, „Fräulein hat Fritzchen zweimal gebadet und mich gar nicht."

— Gemeinheit. Burks: „Er ist der niederträchtigste Mann in der ganzen Stadt."

Smirks: „Und warum?"

Burks: „Ich sagte ihm, daß in unserer Familie ich der „Boß" sei und da ging er hin und erzählte es meiner Frau."

— Empfehlenswert. Hausfrau „Haben Sie gute Zeugnisse?"

Mädchen: „Das will ich meinen. Ich habe über hundert glänzende Zeugnisse."

Hausfrau: „Wie lange sind Sie überhaupt schon in Stellung?"

Mädchen: „Zwei Jahre, gnädige Frau!"